

# Was eine Proletarierin erlebte und wie sie zur Sozialistin wurde

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **11 (1916)**

Heft 2

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351076>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gekennzeichnet wurden, werden in der Gegenwart für ihre außerordentlichen Leistungen gepriesen wie noch nie zuvor. Schöne Worte kosten nicht viel. Die Frauen sind bescheidener denn je, da blutiges Weh auf ihren Herzen lastet. So meint der nimmerfatte, vor keiner Gewalttat, vor keinem Unrecht zurückschreckende Kapitalismus.

Doch schon regen sich allerorten die Stimmen der Frauen, die ihr wirtschaftliches Recht verlangen: Bei gleicher Arbeitsleistung gleicher Lohn. Die bisherigen Erfahrungen lehren, daß nur bei der restlosen Durchführung der Organisation dieser Forderung volle Nachachtung verschafft werden kann. Das haben kürzlich die englischen Straßenbahnschaffner in Newcastle (Sprich Miukhestel) bewiesen. Sie lehnten es ab, Frauen in ihrem Beruf zuzulassen, wenn sie nicht den gleichen Lohn wie die Männer erhielten und nicht der Gewerkschaft beiträten. Beides geschah. Die Frauen organisierten sich und erhalten heute fünfunddreißig Franken Wochenlohn. Wollen die schlechtbezahlten Frauen nach dem Kriege nicht als Schmutzkonkurrenten, als Lohnbrückerinnen, gegen die Männer verwendet werden, dann müssen sie sich in den Gewerkschaften, in den Organisationen, zu einer starken Macht vereintigen.

### Klage der Bräute.

Uns schlug das schwerste Leid. Uns trog der Traum der Träume.  
Mit seinem Leben sank auch unser Leben hin.  
Wir glichen gestern Bäumen voller Blütenfüume,  
Die selig schmückten tausend Wegesfüume.  
Entblättert stehn wir nun, erblichen am Beginn.

Uns ward ein Leid, das weher ist als Mutterleid.  
Ihr Mütter saht euch lang in eurem Sohn besiegelt.  
Wir nähten heimlich nachts am Kinderkleid  
Und nähten ein das schönste Traumgeschmeid.  
Da ward das Tor des Traumreichs ewig uns verriegelt.

Uns blinkten bald die Jahre, da an junger Brust  
Der blasse Traum in Glid und Blut erglühen würde.  
Wir waren Wolken, die das Himmelsheim gewußt.  
Wir lechzten rein nach unsrer reinsten Luft.  
Da fiel der Tod uns bleiern an mit fahler Bürde.

Was sollen wir nun noch? Die Rosen, die der Reif  
In blinder Nacht berührte, blättern bleich in Wäbe.  
Sein Grab umschwelt ja jeder Nebelschweif,  
Sein Grab umschwelt ja jeder Nebelschweif.  
Uns hält nichts mehr als Heimweh nach dem fernen Felde.  
Friedrich Hunger.

### Männer, das Frauenstimmrecht her!

Den Herrschenden in den kriegsführenden „Kultur“ländern wird angst und bange vor der aufkeimenden Saat, die sie mit der Entfesselung des Weltbrandes ausgestreut haben. Noch mitten drin im beispiellosen Massenschlachten sinnen sie auf neue noch verheerendere Mittel der Kriegsführung. Die Blut- und Tränenströme, die unaufhörlich fließen, sind ihnen keine Mahner für die Umkehr zur Menschlichkeit. Die Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft nehmen ihren erschreckenden Fortgang. Zu ihnen gesellen sich unter dem Deckmantel heuchlerischer „Vaterlandsliebe“ die Rüstungen von Staat und Kirche zur Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen und geistigen Ausbeutung des Arbeitsvolkes. Planmäßig wird auf eine noch härtere Anebelung der Lohnflaven hingearbeitet.

Nun die arbeitenden Frauen durch die namenlosen Leiden des Krieges zur Selbstbesinnung, zur Erkenntnis ihrer menschenunwürdigen wirtschaftlichen und sozialen Stellung innerhalb der Gesellschaft kommen, nun sie nicht mehr vereinzelt wie zur Zeit der großen revolutionären Umwälzungen nach den ihnen vorenthaltenen Menschenrechten rufen, ist man willfähriger geworden. Großzügig schreiten die kleinen Länder Dänemark, Norwegen und

Holland voran. Gleiches Staatsbürgerrecht für Mann und Frau! Diese Forderung ist für die nordischen Völker heute ein anerkannter demokratischer Grundsatz, der zum Teil schon wirkliches Leben geworden ist.

In den kapitalistisch fortgeschritteneren Weltmächtsstaaten England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, zeigt sich keine Eile zur Loslösung der Frau aus den Banden ihrer Jahrtausende andauernden Verknechtung. Der Bibelspruch: Und er soll dein Herr sein, übt seine faszinierende Wirkung sogar noch auf viele dem Sozialismus Gefolgschaft leistende Genossen aus.

Gewiß, jeder Fortschritt, auch der kleinste, auf dem Wege zur politischen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne, ist von grundlegender Bedeutung. Wenn die zürcherische Kirchen-Synode, wie dies jüngst geschah, für das Stimmrecht und die Wählbarkeit der Frauen in die Kirchenbehörden eingetreten ist und dieser Vorstoß auf kantonalem Boden gewagt werden will, kann dies den Arbeiterinnen nur recht sein. Wir glauben nur, daß die an die Verleihung dieser Rechte geknüpften Hoffnungen sich nicht erfüllen werden. Die Erwartung, daß die Kirche durch die Frauen wieder zu dem werde, was sie einstmal im Mittelalter gewesen, zu einem Zentralpunkt, einer Stätte künstlerischen und seelischen Genießens. Hierzu vermag auch der Zulaß der Frauen zur Ausübung des geistlichen Amtes nichts beizutragen, wie er vor geraumer Zeit im Kanton Graubünden unserem Geschlecht eingeräumt worden ist. Willkommener wird vor allem den Proletarierinnen der Einzug in die Schul- und Armenbehörden sein, falls die zu ergreifende Initiative echtem Wohlwollen für die Frauen in den Räten und in der Volksabstimmung begegnen wird.

Angesichts der empörenden und unerhörten Obersten-Geschichte, des Neutralitätsbruches, der die feingesponnenen Fäden bis in die allernächste Nähe des Generals bloßlegt, möchte man wünschen, daß der sittigende Einfluß der Frauen, der Mütter, sich auch endlich auf dem Gebiete der öffentlichen Angelegenheiten bemerkbar machte. Es ist so manches morsch und faul im Staate der Männer. Da könnte das feinere, tiefere und verantwortungsvollere Empfinden der Frau viel Gutes und Heilames wirken und beitragen zur Beseitigung unhaltbarer Zustände und Einrichtungen, zur Befundung des politischen Lebens überhaupt. Drum fordern wir lauter denn je: Männer, das Frauenstimmrecht her!

### Was eine Proletarierin erlebte und wie sie zur Sozialistin wurde.

(Von einer Genossin in R.)

Schon in früher Jugend verlor ich meinen guten Vater durch einen Unglücksfall. Der gewalttätige Tod war für uns ein harter Schlag. Mit einem Male wurden wir mittellos. Die treubeforgte Mutter mühte sich fast Tag und Nacht mit Stickerarbeit ab, um sich und die drei Kinder in Ehren und Rechten durchzubringen. Unsere kleinen Händchen mußten auch schon fleißig mithelfen.

In meinem fünfzehnten Jahre kam ich zu einer Schneiderin in die Lehre. Schon recht bald mußte ich erfahren, wie ein Proletarierkind ausgebeutet wird. Begreiflicherweise hatte meine gute Mutter nicht die Mittel, um mit blanken Talern das Lehrgeld zu entrichten. So mußte ich es selbst abverdienen. Den besser gestellten Lehrlingern war eine Arbeitszeit von acht Stunden vorgeschrieben. Mein Arbeitstag zählte vierzehn Stunden, von morgens sechs bis abends neun Uhr. In der Mittagspause wurde ich dann stets noch für allerlei Botengänge verwendet oder ich mußte dem Dienstmädchen in der Küche bei seinen Arbeiten behilflich sein. War es Feiertag, dann galt es erst recht zu schaffen ohne Rast und Ruh'. Mit wehem Herzen konnte ich mich nicht dagegen wehren, daß ich auf alle möglichen Arten

ausgenutzt wurde. Und die Meisterin — ich muß ihr dieses Zeugnis ausstellen — verstand das wirklich meisterhaft.

Als ich am Fronleichnamsfest einen Vortrag anhören wollte und um ein paar Freistunden bat, wurde ich schroff abgewiesen. Man redete mir ernstlich ins Gewissen. Ich sei nun schon ein Mädchen von sechszehn Jahren und sollte doch in erster Linie meinen Pflichten nachkommen. Das würde mein katholischer Glaube von mir verlangen. Doch alles Zureden half diesmal nichts, ich folgte meiner innern Stimme und tat, was ich nicht lassen konnte. Ich verließ ohne Erlaubnis das Haus. In bangen Sorgen erwartete ich den kommenden Tag.

Als ich des andern Morgens schon vor sechs Uhr an meine Arbeit wollte, sah ich zu meinem größten Erstaunen, wie meine Meisterin eifrig drauflos nähte, was sonst nicht der Fall war. Ich wünschte also guten Tag. Zornig wurde mir die Türe gewiesen. Ich möge nur hingehen, wo ich gestern gewesen sei. Ich wäre nur zu faul zum Arbeiten. Ich gehöre zu jenen, die immer Feiertag haben und doch den großen Lohn einziehen möchten. Die „Sozi“ machten es so. Man sehe ja das immer am ersten Maitag. Da forderten sie kürzere Arbeitszeit und höheren Lohn, und zuletzt wollten sie gar nichts mehr tun.

Die Türflinke noch in der Hand, machte ich ganz ruhig kehrt. Denn schlechter konnte es mir wahrhaftig auch andernorts nicht ergehen. Wie ich über die Schwelle treten wollte, kam rasch die erste Zuschneiderin auf mich zu, nahm mich sachte bei der Hand und sagte zu mir beschwichtigend: „Mein, so darfst du nicht fortlaufen, meine liebe Kleine. Komm nur mit mir, es darf dir kein Leid geschehen. Die Meisterin ist eben ganz aufgebracht, weil du ihren Befehlen nicht gehorchtest, aber du tatest ganz recht daran, daß du einmal nach deinem eigenen Willen gehandelt hast.“ So ging ich denn wieder mit ihr an die Arbeit, wußte ich doch, wie gut sie es mit mir meinte, nahm meinen Platz von neuem ein und arbeitete mit noch vermehrtem Eifer. Still und zurückgezogen, wie es in meinem Wesen lag.

Die Meisterin aber schimpfte und zankte den ganzen Tag, bis endlich die erste Vorgesetzte sich ganz energisch für mich ins Zeug legte. Sie rühmte meine guten Leistungen sowie das Betragen und drückte ihre vollste Zufriedenheit über mich aus. Wir anderen arbeiteten alle unter der Leitung dieser Vorgesetzten, unser etwa zwölf bis fünfzehn Personen. Denn die Kenntnisse sowie die Leistungen der Arbeiterin überragten bei weitem jene der Meisterin. Auch war sie in allem vernünftiger und einsichtsvoller. Indessen, das war noch lange nicht der letzte Strauß, bis meine Lehrzeit beendet war.

Ich atmete erleichtert auf, als ich endlich „frei“ arbeiten durfte und nicht mehr in der Zwangsjacke steckte. Zumeist ging ich in die Kundenhäuser. Da lernte ich manche verschiedene Auffassung des Lebens kennen. Der Geist, der in den meisten bürgerlichen Familien herrscht, war mir zuweilen fast unerträglich. Arbeiten konnte man nie zu viel, der Lohn wollte immer noch gedrückt werden, obwohl ich hartnäckig mein Prinzip verteidigte: „Wie die Arbeit, so der Lohn.“ Denn ich hatte in der strengen Lehre gut arbeiten gelernt. In den Arbeiterfamilien war mir viel wohler. Da wurde mir in den meisten Fällen für die guten Leistungen noch ein Trinkgeld angeboten. Wie seltsam! Der Arme, der Arbeiter, hatte stets noch von dem wenigen, das er besaß, ein Scherflein für die anderen übrig, während der Reiche, der Bürgerliche, mit dem vielen, das er sein nennt, nie auskommt.

Nun waren unter den Arbeiterfamilien auch solche, die der Arbeiterbewegung nicht das richtige Verständnis entgegenbrachten. Manche Frau jammerte und klagte: „Ach, sehen Sie, seit mein Mann bei der Arbeiterpartei ist, kommt er nie mehr zur Zeit nach Hause. Das Wirtshausleben ist ihm viel lieber. Bis spät in die Nacht hinein hockt er fort. Man sagt mir immer, daran wären nur die „Sozi“ schuld, die immer hekten und streiten. Das seien gar keine guten Leute, die müßte man meiden so viel als möglich. Die hät-

ten noch nie etwas Großes zuwege gebracht.“ Ich machte mir bei solchen Redensarten meine eigenen Gedanken und sann dann hin und her, wie es wohl möglich wäre, ein gerechtes Urteil über diese Partei zu gewinnen und in ihr Wirken Einsicht zu erlangen.

Trotz all der vielen Warnungen und Mahnungen reichte ich eines Tages einem Manne die Hand zum Bunde für das Leben, von dem ich wußte, daß er ein Sozialdemokrat war. Ich beobachtete unablässig sein ganzes Tun und Lassen. Doch nie konnte ich aus irgend einer seiner Meinungen entnehmen, daß er nicht gutgesinnt in Gedanken und Taten war. Immer nur ging sein Streben nach Recht und Gerechtigkeit. Somit konnte ich daraus schließen, daß nicht etwa die Sozialdemokratie daran schuld sei, wenn der Mensch auf Abwege gerate.

Unsere Familie vermehrte sich ziemlich stark. Aber trotz aller Sorgen blieb das gute Einbernehmen zwischen meinem Manne und mir erhalten. Wir arbeiteten fleißig, um ja nicht der Armengenösigkeit und den Wohlthaten der Reichen anheimzufallen. Krankheiten und andere Heimsuchungen blieben uns auch nicht fern. Wir wohnten in einem kleinen Dörflein, das zum Großteil von Leuten katholischer Konfession bewohnt war. Die Sozialdemokratie wurde besonders gehaßt. Da brach ein schweres Unglück über uns herein. Unser Heim lag hart am See. Trotz den wachsamem Mutteraugen wurde ein liebes Kind ein Raub des stillen blauen Sees. Das war ein furchtbarer Schmerz, den wir still in unseren Herzen trugen. Aber doppelt weh tat die Wunde, als sich das Gerücht verbreitete, der Tod des Kindes wäre eine Strafe dafür, daß unsere Kinder nicht nach dem katholischen Glauben getauft und erzogen wurden, und der Mann noch der roten Partei angehöre.

Geraume Zeit nachher kehrte das Unglück wieder. Ein anderes Kind erkrankte. Eine harte Zeit der Prüfung kam für uns. Tag und Nacht brachten wir, mein Mann und ich, abwechselnd am Krankenlager zu. Der Kummer und die Sorgen erdrückten uns fast. Der schmale Verdienst reichte kaum fürs nackte Leben und die Kosten wurden immer größer. Von den Ärzten wurde unser Kind aufgegeben, doch die Liebe zu den übrigen Kindern ließ uns alles ertragen und machte uns stark dem Unglück gegenüber. Ein zweites Mal wurden die heftigsten Vorwürfe erhoben betreffend unseres Glaubens und der Parteiliche. Nur darum müßten wir so schwere Schicksale durchmachen, damit wir zur Einsicht kommen sollten, daß sich der Mann zum katholischen Glauben bekennen müßte und daß auch die Kinder umgetauft würden. Ohne das hätten wir kein Glück mehr zu erwarten. Alles wurde natürlich nur immer hinter mich gesteckt, so daß ich manchmal fast verzweifelte. Der tobende Kampf in meinem Innern legte sich aber bald. Die trostreichen liebevollen Worte eines evangelischen Geistlichen brachten mir Beruhigung und ich erinnere mich ihrer heute noch mit Gefühlen der Dankbarkeit.

Sobald die familiären Verhältnisse es mir gestatteten, besuchte ich die Vorträge des Genossen G. und des Pfarrers E. Immer mehr wurde ich aufgeklärt über die Ziele der Sozialdemokratie, die den Kampf gegen jegliche Ausbeutung der Menschen aufgenommen hat, den Kampf für Recht, Freiheit und Gleichheit. Unablässig wehrt sich die Arbeitererschaft für das Wohl der Kinder, der Familie. Nicht zum Kanonenfutter für den gefräßigen Militarismus und Kapitalismus sollen unsere Kinder erzogen werden, sondern für den Kampf gegen den Krieg und für den dauernden Frieden. Wir haben genug des wahnsinnigen Mordens, des bestialischen Blutvergießens. Empor zur Brüderlichkeit, zur sozialistischen Gemeinwirtschaft und Geistesgemeinschaft, sei unsere Losung! Darum, liebe Genossinnen, arbeitet Hand in Hand mit den Arbeitsbrüdern und besucht fleißig die Versammlungen, damit ihr immer tatkräftiger zu wirken lernt für die großen Aufgaben der Menschheitsbefreiung.